

einen Beruf ausübten, müßten etwas Lächerliches oder Abstoßendes an sich haben, und hatte Verena mit ihrer sonderbaren Laune, sich mit der unbekanntem Malerin einzulassen, geneckt; doch gestand er willig ein, daß er unrecht gehabt hatte, und er erklärte sich gespannt, sein Kind von ihr gemalt zu sehen. Indessen fand Rose, Mario sei noch allzu klein, und machte den Vorschlag, im Frühjahr wiederzukommen, wenn er ein Jahr alt sein und sein Gesicht sich etwas mehr geformt haben würde. Die ihr herzlich angetragene Gastfreundschaft nahm sie für einige Tage an und beobachtete während derselben das Kind aufmerksam; es habe, sagte sie, ein kaum wahrnehmbares Schielen, eigentlich nur eine kleine Unsicherheit im Blick, und darin läge die Anziehungskraft, die es ausübe; wenn es ein Mädchen wäre, könnte es eine gefährliche Männerverderberin werden.

Ihr scharfer Blick für die körperlichen Formen und die Sicherheit, mit der sie daraus Schlüsse auf das Innere zog, war allen neu und merkwürdig, wenn sie es auch, Michael und Verena ausgenommen, mehr als unterhaltende Plauderei auffaßten; Michael erschien sie zuweilen wie eine fremde Richterin, die ihn und die Seinigen bis in die Eingeweide erkannte, und eine Unruhe ergriff ihn dann, wie die Menschen, die ihm so nahe verbunden waren, vor ihr bestehen möchten. Doch äußerte sie sich über alle mit lebhafter Freude und Bewunderung, wie sie überhaupt das Häßliche oder Störende weniger übersah, als daß es für sie nicht vorhanden zu sein schien.

»Ihre Mutter«, sagte sie einmal zu Michael, »ist eine wunderschöne Frau, die einen lächeln macht fast wie ein Kind: trotzdem möchte ich, wenn ich sie malte, ein Bild zum Weinen aus ihr machen. Sie sieht aus, als säne sie im tiefsten Innern über ein trauriges Rätsel, das sie sich zu lösen fürchtete und im Grunde doch schon gelöst hätte; dieser Zug ist verborgen, aber das allerschönste an ihr.« Von Verena sprach sie als der seltensten Erscheinung, die sie gesehen hätte; gerade das Mißverhältnis zwischen der hohen, überaus edlen Stirn, den stolzen Augen, der schönen strengen Nase und einer krankhaften Müdigkeit, ja Grämlichkeit, die sich von ihren Wangen herab um Kinn und Mund zog, hatte etwas Reizendes; die Gestalt wie ein Halm, die übermäßige Schlankheit ihrer Glieder, die keineswegs mager waren, ließen sie unter hundert Frauen als die vornehmste erscheinen. Oft kam Rose auf das Fremdartige zurück, das sie hätte, und suchte, worin es läge; sie sähe nicht eben wie ein Geist, aber doch auch nicht ganz wie ein Mensch aus, oder vielleicht wie einer, der zu lange im Mondschein geschlafen hätte. Trotz dieser offenbaren Teilnahme sprach sie nie den Wunsch aus, Verena zu malen, was diese ihr geflissentlich nahelegte.

Als Rose fort war, erschien es allen öder als vorher im Hause zu sein: sie war zwar nicht besonders lebhaft oder gesprächig gewesen, aber ihr Wesen hatte sich wie Goldgrund um die Bilder des alltäglichen Lebens ergossen, und sie hatten sich selbst tiefer gewertet und dadurch gehoben gefühlt. Mehr als alle beschäftigte sich Verena innerlich mit ihr. Sie hatte es aufgegeben, Rose ihre Malstudien zu zeigen, weil sie ihr jetzt ganz unbedeutend erschienen und sie es doch nicht ertragen hätte, etwas anderes als Lob und Bewunderung zu hören, besonders von jemandem, dem das Recht, zu urteilen, nicht abgesprochen werden konnte. Insgeheim beneidete und bewunderte sie Rose um die Unabhängigkeit und Kraft ihres Lebens; oft hatte sie die Frage auf den Lippen gehabt: Liebstest du denn niemals? Wie hast du die furchtbare Gottheit beschwichtigt, daß sie dir Freiheit, zu wirken und zu schaffen, ließ? Aber es fehlte ihr

der Mut, sie auszusprechen, wenn die stillen, unschuldig wissenden Augen auf ihr ruhten. Fast hätte sie zürnen mögen wegen des Eindruckes, den sie machte: anstatt dessen empfand sie den heftigen Wunsch, von ihr geliebt zu sein, und sogar eine leise Sehnsucht, sie zu lieben.

Es waren schon kalte Tage gewesen, und die Beete, wo Astern und Georginen geblüht hatten, waren dicht mit feuchten dunkelbraunen Blättern zugedeckt, doch lockte eine warme Mittagsonne noch zuweilen in den Garten. Einmal, als Michael und Verena auf der Freitreppe standen und durch die kahlen Äste der Pappeln auf die Kirchtürme und Dächer der Stadt blickten, fragte Verena plötzlich: »Hast du nie für Rose ein wärmeres Gefühl gehabt, als du haben durftest?« Michael sagte lächelnd mit offenem Blick: »Nein, niemals; so wenig, daß ich nicht begreife, wie mein Benehmen zu dieser Vermutung sollte Anlaß gegeben haben.« Verena schritt langsam in den Garten hinunter, daß ihr schleppendes Kleid auf den Treppenstufen rauschte, und schauerte unter der kühlen Sonne. »Dein Benehmen war so gut und aufrichtig wie immer«, sagte sie, »und doch habe ich denken müssen, die hätte dich glücklich gemacht.«

»Das mag wohl sein«, sagte Michael, »aber ich bin nicht der romantische, abenteuerliche Held, wie du mich zu träumen liebst, sondern bin meiner Frau zugetan und anderen Frauen nur so weit, wie es sich mit den Ansprüchen der anspruchsvollen verträgt.« Sie schlürfte seine Worte mit Leidenschaft, wie einen starken Trank, und rief mit rascher Wärme: »Ich, ich möchte wie sie sein, ja, das möchte ich, selbst um den Preis, daß ich dich dann nie gesehen hätte. Sie ruht in sich selber und faßt die ganze Welt in ihre bildende Seele. Sie ist reich und bedarf der Götter und Menschen nicht. Was mit stillem Atem ihr Herz ernährt, reißt mich mit unbekanntem Trieben und widerspruchsvollen Wünschen zerstörend auseinander. Ich verschwende mich in nutzlosen Qualen und behalte nicht Kraft, weder zu schaffen noch zu dulden, noch zu genießen. Aber vielleicht verdiene ich gerade deshalb deine Liebe mehr als jede andere, weil ich ihrer am meisten bedürftig bin, und weil meine Schwäche dich heben und bereichern soll.« Sie stand und erwartete die Beteuerung seiner Liebe, die er ihr auch in diesem Augenblick aus innigstem Gefühl heraus darbrachte. Noch niemals hatte sie sich so weit über sich selbst ausgelassen, und er wußte, wieviel es ihren Stolz gekostet hatte. Ihr schmales, durchsichtiges Gesicht war gerötet, und in ihren Augen tanzte die Glut; so hatte er ihre Persönlichkeit empfunden, als er sich in sie verliebte. Das schwache Zucken der Aufregung um ihren Mund, das ihm zuweilen häßlich vorkam, rührte ihn jetzt, und er drückte warme Küsse darauf, die sie bald wieder abwehrte. »Weißt du«, sagte sie lachend, »wenn Rose dich glücklicher machen würde als ich, ist es doch nur, weil sie dich weniger lieben würde.«

Der Winter, der nun kam, verging schnell und angenehm; Michael litt nicht mehr unter dem Drucke, der ihm eine Zeitlang das Leben schwer gemacht hatte, und wie er fröhlicher und herzlicher war, war Verena weicher und zufriedener.

»Wenn ich deine Liebe habe«, sagte sie einmal, »schweigt mein Ehrgeiz still, ja ich freue mich, nichts zu sein, wenn ich mich mit dir vergleiche, und dein Übergewicht wird meiner Liebe zum Sporn. Aber wenn du mich nicht liebst! Es sind Dämonen in meiner Brust, die ich loslassen könnte, damit sie sich an dir versuchten.« Sie verband aber keine ernstliche Bedeutung mit solchen hingeworfenen Drohworten, vollends daß sich niemals etwas wie Eifersucht in ihr geregt hatte, ärgerte sie, und sie bestritt es sich selbst, da sie

sich gleichsam dadurch herabgewürdigt zu haben glaubte. Wenn die anderen sich auf Roses Kommen im Frühling freuten, stimmte sie ein, aber es lag dann in ihrer Art, sich zu äußern, ein Wohlwollen fast wie einer Herrin, die von ihrer hübschen Magd spricht, deren Reize in einem unscheinbaren Kreise glänzen.

Dies verlor sich indessen, sowie Rose kam, vor der stillen Macht und Überlegenheit ihrer Persönlichkeit. Es schien allen, als gehörte sie zur Familie, und sie besannen sich darauf, wie sie während des Winters gefehlt hatte. Am Tage nach ihrer Ankunft wurde ein festliches Abendessen veranstaltet, wozu zwar kein Fremder geladen war, aber doch Blumenschmuck und die feinsten und schönsten Geräte herbeigeschafft wurden, um der frohen Stimmung Ausdruck zu geben. Rose erschien viel heiterer als im Herbst und lachte häufiger und herzlicher, wodurch sich Raphael gelockt fühlte, das ganze Feuerwerk seiner bunten Späße zu entzünden. Sie sprach von einem Bilde, das sie zu malen vorhätte, welches das goldene Zeitalter vorstellen solle in der Art, daß sich allerhand wilde Tiere friedlich um ein Kind sammelten. Zu diesem Zwecke hatte sie Studien in einer fahrenden Menagerie gemacht, was Raphael tadelte, da ein genialer Künstler nicht malen müsse, was er gesehen hätte und was es wirklich gäbe, sondern die Fabelgestalten seiner zaubernden Phantasie. Beispielsweise entwarf er mit dem Bleistift allerlei drollige Wundertiere, so flink, nett und übermütig gezeichnet, daß Rose nicht nur ihr Vergnügen, sondern auch lebhaftere Anerkennung äußerte. Raphaels gute Laune und seine Billigung ihrer Person nahm in folgedessen zu, vollends aber dadurch, daß sie auf seine Frage, ob sie nicht auch ein Kalb auf dem Bilde anbringen könnte, da er ein Modell von vollkommener Schönheit wüßte, mit schnellem Verständnis, daß es sich um einen Menschen handelte, einging, wodurch denn eine neue Quelle für Scherz und Gelächter eröffnet war.

Für Michael blieb wenig Raum, sich Rose zu nähern, doch empfand er ihre Gegenwart mit ruhigem Wohlgefallen, das durch nichts gestört wurde. Spät am Abend, als er am offenen Fenster des Schlafzimmers stand, sah er Rose, die er schon im Bett vermutet hatte, auf der Freitreppe stehen, die Arme gegen den Mond gereckt, dessen fast vollendetes Rund zwischen den erst spärlich belaubten Bäumen ganz sichtbar war. Überrascht sah er die kindlich kräftige und sanfte Seitenlinie ihres zum Himmel erhobenen Gesichtes, ihren festen schlanken Hals und ihre schönen Hände, die im gelben Licht leuchteten, und er konnte sich nicht enthalten, leise zu fragen: »Sind Sie Nachtwandlerin oder beten Sie?« Sie ließ die Arme fallen, drehte sich langsam nach ihm um und sagte: »Ich bete«; und da er sie noch immer fragend ansah, fuhr sie fort: »Ich bete: Mond, bleicher Engel, schütze mich vor Tränen!«, worauf Michael vom Fenster zurücktrat, um Verena, die sich schon niedergelegt hatte, auf ihre Frage, mit wem er spreche, Bescheid zu geben.

Da der folgende Tag ein Sonntag war, sagte Michael mit Bezug auf das gestrige Erlebnis scherzend zu Rose, sie ginge wohl nie zur Kirche, da sie ihre eigenen Götter habe. Allerdings, sagte sie, wäre sie nur als Kind einige Male zur Kirche gegangen, wovon sie keine deutliche Erinnerung hätte, auch hätte sie nie das Bedürfnis, zu beten, außer daß sie den Mond anriefe, wie er schon wisse, und wenn es irgendwo besonders schön wäre, niederkniete und betete: Mutter Erde, segne dein Kind! Es lag darin vieles, was Michael ganz neu war, und doch berührte es ihn nicht wie etwas Fremdes, vor allen Dingen aber empfand er, daß es Rose natürlich war und daß sie nicht anders hätte sein

können. Es verursachte ihm gleichsam eine stolze Freude, daß er sie kannte und daß sie ihm gut gefiel, und er brachte den ganzen Tag in froher Bewegung zu. Am Abend bemächtigte sich seiner plötzlich eine tiefe Verstimmung. Verena fragte Rose, ob sie zu dem Friedenskinde auf dem Bilde, das sie plante, Marios Bild, an dem sie jetzt malte, benützen könnte, und Rose entgegnete, Mario, so reizvoll er wäre, entspräche nicht dem, was sie vorhätte, sie hätte auch schon einen kleinen Jungen im Sinne, den sie eingehend schilderte, ein Dorfkind, das sie im Sommer, den sie stets auf dem Lande zubrächte, malen wollte. Während die anderen Rose fragten, wie sie es auf dem Lande aushielte, wo jede Anregung fehlt, und Rose erstaunt erwiderte, sie hätte überall ungefähr gleichviel Anregung gefunden, auf dem Lande aber die reinste und fruchtbarste, und die anderen sich das nicht erklären konnten, verweilte Michael in Gedanken bei dem Kinde, das sie in begeisterten Ausdrücken beschrieben hatte, und eine Unruhe, die ihm selbst unerklärlich und peinlich war, bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Es fiel ihm ein, daß es auch ihr eigenes Kind sein könnte, wenn wahr wäre, was man zuweilen über die Lebensweise von Künstlerinnen hörte, und wenn er den Gedanken auch gleich wieder verwarf, blieb doch etwas Bitteres in ihm zurück, das ihn störte und aufregte. Und als ob dadurch auf einmal alles Törichte und Verderbliche in ihm geweckt wäre, war ihm nun Raphaels harmloses Geplänkel mit ihr unerträglich, ebenso sehr, weil es ihm schien, sie ließe sich dabei im Grunde zu ihm herab, wie weil er es natürlich fand, daß der hübsche, talentvolle junge Mann ihr gefiele. Er stand, da ohnehin das Essen vorüber war, von seinem Platze auf und blätterte in Büchern auf einem Tische; als indessen seine Mutter, der seine Schweigsamkeit aufgefallen war, bemerkte, er sähe aus wie der Engel mit dem feurigen Schwert, der die Menschen aus dem Paradiese vertrieb, ging er kurzweg aus dem Zimmer und entschuldigte sich damit, daß er noch zu arbeiten hätte. Verena, die ihm nachgehen wollte, wies er mit einem zornigen Blick zurück, der sie in der Tat hätte erschrecken können; doch blieb sie nicht aus Furcht, sondern weil sie sich beleidigt fühlte, bei den übrigen.

Michael ging schnell bis an das Ende des Gartens, wo beträchtlich tiefer als dieser ein Arm des Flusses, an dem die Stadt liegt, vorüberging. Der Kinder wegen war der Garten oben durch einen hölzernen Zaun abgeschlossen, doch konnte man durch eine Tür bis zum Flusse hinuntersteigen. Er war seit seiner Kindheit, wo die Gefahr und das Verbotene lockte, nicht dort unten gewesen, weil die Luft stockend und moderig war und der träge fließende Fluß, der stets allerlei Unrat mitschleppte, halb traurig, halb widerlich anzusehen war. Die Tür, noch durch aufgehäufte welke Blätter gehemmt, wollte sich kaum öffnen lassen.

Er fragte sich beängstigt, warum er denn hierhergekommen sei, und wußte es selbst nicht zu sagen; es mochte ein dunkler Trieb gewesen sein, sich möglichst sicher zu verbergen. Auf der halben Höhe des Abhanges blieb er, an einen Baum gelehnt, stehen und starrte in das schwarze Wasser, denn das Land fiel zu steil hinein, als daß man am Ufer hätte stehen können. Etwas Fürchterliches engte ihm die Brust ein, von dem er mit Grauen fühlte, daß es inwendig in ihm war und die Seele seiner Seele anrühren und erwürgen konnte. Was war es? Gedanken und Bilder flogen so an ihm vorüber, daß er keiner deutlichen Vorstellung habhaft werden konnte.

Auf einmal war es ihm, als ob das hohe prächtige Haus, das von dort aus, wo er stand, nicht zu sehen war, in Wirklichkeit versunken und verschwunden wäre, zerronnen

wie ein Luftschloß, und als ob nun hier an dem trüben Fluß, unter dem tiefen Himmel und zwischen den mageren Bäumen die Welt wäre. Sein Vater, seine Mutter, seine Brüder, sein Kind sogar waren zufällige und nichtige Nebelbilder, er nur hatte schauerndes Dasein. Ja, hatte er in Wahrheit etwas gekannt und gelebt außer der schmutzigen Tiefe, über der er hing, und war nicht alles andere nur Traum und Erinnerung gewesen? Diese Einbildung, denn er fühlte, daß es eine solche war, hatte etwas so Gräßliches, daß er die Arme bewegte, wie um sie herunterzustürzen und ihr zu entrinnen. Gleichzeitig aber schien es ihm, als wäre doch etwas Lebendiges bei ihm: ein paar stille tröstende Götteraugen, die ihn ansahen. Er wußte, daß es Rose war, und eine große Sehnsucht überkam ihn, mit ihr in dieser Frühlingsdunkelheit allein zu sein. Er schloß die Augen und ließ sich langsam in einem unnennbaren Gefühl von Furcht und Wonne untergehen, bis er plötzlich Stimmen unterschied, die ihn vom Hause her riefen.

Indem er erschrocken das Fremde und Schreckliche, das ihn dort unten gebannt hatte, abschüttelte, eilte er so schnell wie möglich in den vorderen Garten und sagte den Entgegenkommenden, er hätte starke Kopfschmerzen gehabt und wäre deshalb hinausgegangen, fühlte sich aber infolge der Abendluft wieder wohler.

Die Nacht durch schlief er fest und tief und war am andern Morgen froh, sich klaren Blickes und Denkens bewußt zu sein. Zwar stellte er fest, daß er Rose Sarthorn überaus anziehend fand und sie lieben würde, wenn er frei wäre; da er es aber nicht war, wollte und konnte er sich daran genügen lassen, sich ihr freundschaftlich anzuschließen. Etwas anderes, urteilte er, sei in ihm vorgegangen, etwas, was im Grunde weit wichtiger wäre und ihn mit einer herrlichen Unruhe erfüllte; er fühlte sich verändert und gewachsen. Ja, jetzt waren Schleier vor seinen Augen zerrissen, jetzt erst löste sich das Traumgewölk der Kindheit ganz, das ihn so lange getragen hatte, und die Pfade der Erde lagen vor seinen Füßen. Er sah jetzt, daß der Kreis, in den er hineingeboren war, nicht die Welt, nicht das Schicksal, sondern etwas Zufälliges und Unvollkommenes war, und daß jenseits erst das Leben mit seinen Höhen und seinen Wundern begann, das Gefilde sich breitete, wo Seelen sich entfalten und reifen.

In dem Bestreben, kühl und klar zu bleiben, denn er hielt es für das erste Erfordernis, sich nicht von den Ereignissen hinreißen zu lassen, legte er sich die Frage vor, warum denn diese Wandlung gerade jetzt eingetreten sei, verwies sie sich aber gleich darauf als töricht; denn einmal müsse das Samenkorn platzen und die Knospe aufbrechen, und ebenso genüge für die Menschenseele, wenn sie weit genug gediehen sei, ein Sonnenstrahl, ein gehörtes oder gelesenes Wort, irgendeine geistige Begegnung, an sich vielleicht nicht bedeutend, um das Bewußtsein des neuen Zustandes zu wecken. Es entging Verena nicht, daß Michael anders war als früher, anders blickte, anders ging und anders sprach; als sie ihn darauf anredete, lachte er und sagte rasch: »Ein Reif ist gesprungen.« Da er aber sah, daß sie ihn aufmerksam und mißtrauisch betrachtete, küßte er sie und sagte herzlich: »Du mußt nichts fürchten, es bedeutet nur Gutes.«

Je häufiger er nun mit Rose zusammenkam und je lieber sie ihm wurde, desto glücklicher und seiner selbst sicherer fühlte er sich, dachte auch nicht daran, aus seiner Zuneigung ein Hehl zu machen. Doch war sein Wesen auffallender, als er selbst glaubte, und würde mehr befremdet haben, wenn nicht die Aufmerksamkeit durch etwas anderes abgelenkt worden wäre: es fand nämlich in dieser Zeit ein Wohltätigkeits-Basar statt,